



# TAGUNGSDOKUMENTATION

## Bewegung und Sport in der Kinder- und Jugendarbeit

Fachbereich Sozialwesen Braunschweig 23.04.08



**Fachhochschule  
Braunschweig/Wolfenbüttel**

– University of Applied Sciences –

## Integration durch Sport?

Prof. Dr. Joachim Döbler, Fachhochschule Braunschweig/Wolfenbüttel

Das Bundeskabinett hat Mitte Mai 2008 den zweiten Armuts- und Reichtumsbericht<sup>1</sup> gebilligt. Der Untersuchung zufolge hat sich die soziale Kluft in Deutschland weiter vertieft. Jeder achte Bundesbürger lebt bereits in Armut. Weitere 13% der Gesamtbevölkerung werden nur durch Sozialtransfers vor dem Abrutschen in Armut bewahrt. Ein im Vergleich zur deutschen Bevölkerung signifikant hohes Armutsrisiko tragen Migranten der zweiten Generation. In einer von Arbeitslosigkeit, Sprachdefiziten und Bildungsbenachteiligungen, aber auch ethnischen Differenz- und kulturellen Konflikterfahrungen geprägten Lebenslage sehen sie sich mit einer Moderne konfrontiert, die steigenden Anforderungen an die Eigenverantwortung und Selbststeuerungsfähigkeit stellt.

Die in Prozessen der ökonomischen und soziokulturellen Polarisierung gewachsenen Desintegrationspotentiale kumulieren vorrangig in den Milieus der abgehängten Verlierer. Sie sind bekannt und empirisch abgeschätzt. Die besondere (öffentliche wie wissenschaftliche) Aufmerksamkeit richtet sich dabei zum einen auf Phänomene der (quasi)religiösen Fundamentalisierung, zum anderen auf die zunehmende Brutalisierung sozialen Handelns. Von besonderem Interesse ist dabei die Frage, wo die durch jüngere Gewalt-Exzesse ins Blickfeld gerückten jungen Migranten der zweiten und dritten Generation sozialstrukturell anzusiedeln sind. Die von Christian Pfeiffer 1998 und 2005<sup>2</sup> vorgelegten Ergebnisse einer Schülerbefragung zu Gewalteinstellungen Jugendlicher geben eine eindeutige Antwort: Sie sind dort verortet, wo wir nach der Friedrich-Ebert-Studie<sup>3</sup> auch jugendliche Gewalttäter deutscher Herkunft finden – in den Unterschichten-Milieus des von den Globalisierungs- und Modernisierungsprozessen abgehängten Prekariats. Ihnen gemeinsam sind ein niedriges Bildungsniveau, die Erfahrung elterlicher Gewalt und die Identifikation mit einer zwar archaischen und perspektivlosen, aber Aufmerksamkeit stiftenden und die persönliche Selbstwirksamkeit steigernden Macho-Kultur. Oder, wie es Christian Pfeiffer in der ARD-Gesprächsrunde bei Anne Will ausdrückte: „Ausländerfeindliche Rechtsradikale verhalten sich zu türkisch-arabischen Deutschenhassern wie eineiige Zwillinge.“ Ihnen gemeinsam dürfte allerdings ein drittes Proprium sein: ein ausgeprägter Antisemitismus!

Ähnliche Parallelen zwischen Deutschen und Migranten zeigen sich hinsichtlich der Neigung zur fundamentalistischen und autoritären Einstellungen. Die von Heitmeyer schon vor zehn Jahren publizierte – nicht unumstrittene – Studie unter dem Titel „Verlockender Fundamentalismus“<sup>4</sup> lässt beträchtliche religiös aufgeladene Gewaltpotenziale erkennen. Dies scheint die vom Innenministerium jetzt vorgelegte Studie „Muslime in Deutschland“<sup>5</sup> zu bestätigen: Etwa 40% der in Deutschland lebenden Muslime gelten demnach als „fundamental orientiert“. Sie richten ihr Leben religiös aus, verbunden mit einer Tendenz, vermeintliche Häretiker auszugrenzen sowie christlich geprägte Kulturen pauschal abzuwerten. 12% der befragten Muslime zeigen eine demokratiefeindliche „islamisch-autoritaristische“ Einstellung. Sie ist geprägt durch

eine Kritik an den westlichen Gesellschaften und eine starke Befürwortung von Körperstrafen nach islamischem Recht.

Damit sind – im Spannungsfeld zwischen staatlich gestifteten Integrationsvoraussetzungen und Strukturen der sozialen Selbstintegration – die neuralgischen Punkte benannt. Sie liegen zweifellos außerhalb multikultureller Konsensrhetorik und zumeist auch abseits völkerverständigender Sommerfeste, auf denen man durch den Konsum ukrainischer Folklore oder anatolischer Kebabs seine Kultursensibilität demonstrieren kann. Und sie liegen außerhalb der bierseligen Gemütlichkeit deutscher Sportvereinshäuser. Aber damit ist, geht es nach dem Willen des Deutschen Sportbundes, jetzt Schluss! Dort, wo das Schulsystem versagt, die Islamkonferenz scheitert und die deutsche Wirtschaft Republikflucht begeht, springen die Landessportbünde mit nachholender Integrationspolitik<sup>6</sup> in die Bresche. Mit ihrem Programm „Integration durch Sport“ wollen sie Zuwanderer in die Aufnahmegesellschaft und auch gleich in den organisierten Sport integrieren. Meyer-Vorfelder<sup>7</sup> wird da schon mal geklotzt: Selbstverständlich ist das Programm „einmalig“ und „zukunftsorientiert angelegt“ und außerdem geeignet, Deutschland endlich eine „führende Rolle in der Zuwanderungs- und Integrationspolitik in Europa“ zu verschaffen<sup>7</sup>. Diese musste, so sei patriotisch angemerkt, mit dem Verlust der afrikanischen Kolonien an die Briten abgetreten werden. Wenn das keine Mission ist. Nach dem schwarz-rot-goldenen Fußball-Sommertraum nun der europäisch-sportive Integrationstraum. Haben die Klitschko Brüder, Gerald Asamoah und Nico Rosberg nicht gezeigt, dass Integration in Deutschland möglich ist? Offenbart sich auf Sportfesten nicht ein Klima heiterer Internationalität, das aufgegriffen werden sollte? Mit ein wenig sozio-therapeutischer Unterstützung muss es doch gelingen, auch Igor und Mustafa aus den Vorstädten Frankfurts im sportlichen Wettstreit zu vereinen. Das oder Ähnliches muss den Verantwortlichen im DSB wohl durch den Kopf gegangen sein, als sie ihr Integrationsprogramm im besten Sozpäd-Psycho-Babbel ausformulierten: „Für eine langfristige Integration bietet der Sport mit seinen weit reichenden individuellen Chancen und sozialen Möglichkeiten ein wichtiges Handlungsfeld. Die Aufmerksamkeit richtet sich in Sport und Bewegung auf das Erleben, Erfahren und Verstehen des Selbst und des Anderen.“<sup>8</sup> Wenn das kein Anlass ist, Kopftuch und Familienehre abzulegen, auf dem Schwebebalken psychomotorisch angeleitete Selbsterfahrungen zu sammeln, diese in der Buber'schen „Begegnung“ zu kommunizieren, um so gecentered dann auch beruflich durchzustarten!

Aber selbstverständlich ist die organisierte und intentionale Körperbewegung per se nicht integrativ. Was den Leistungseliten ökonomisch gelingt und in den gut situierten Mittelschichten kulturell halbwegs funktioniert, unterliegt im Milieu der sozial Deklassierten anderen Wahrnehmungen und Bewertungen. In diesem Zusammenhang ist auch zu diskutieren, ob über den Sport überhaupt adäquate Werte vermittelt werden. So ist „Fairness“ eine Tugend, die sich Bevölkerungsgruppen in gesichertem Wohlstand leisten können. Aber taugt sie auch als Leitmaxime für die Prekarierten, die sich den Risiken, Ungewissheiten und Konkurrenzen einer ökonomisch liberalisierten Moderne

ausgesetzt sehen? Wo Mittel knapp und Diskriminierungserfahrungen allgegenwärtig sind, sind Toleranz und Kommunikationskompetenz Güter mit eher geringem Grenznutzen.

Von dieser Kritik universeller Geltungsansprüche ist es nur ein kleiner Schritt zu der Einsicht, dass Sport wie alle sozialen Handlungen eingewoben ist in soziale Schichtungen, Alltagspraxen und Lebensstile – ein System der individuellen Lebensgestaltung, das den Zugang zu Lebenschancen und Anerkennung, aber auch die Teilhabe an kollektiven Selbststilisierungen und Abgrenzungskämpfen reproduziert. Sighard Neckel hat dies am Beispiel der von urbanen Mittelschichten favorisierten Sportart „Marathon“ mustergültig entwickelt:

„Ihnen ist er distinktive Praxis, weil sich im Marathon positionsbedingte Einstellungen zum Selbst verwirklichen lassen, die in ihrer Leidenschaft für die durch Arbeit und Erziehung verbesserungsfähigen Leistungen des Einzelnen anderen Gruppen in der Gesellschaft nicht derartig zugehörig sind. [...]“

Der Leib“, so fährt Neckel fort, „will nicht nur fortwährend und berechnend trainiert, er will und muß auch genauestens versorgt und gepflegt werden. Der Marathonläufer ist [...] der Prototyp jener Gruppe von Menschen, denen Gesundheit zum Wert an sich geworden ist [...]“<sup>9</sup>

Insofern ist der Marathon der „Volkssport der vernünftigen Leute“<sup>10</sup>. Doch welches ist der Sport der einfachen Leute, der „Unvernünftigen“, der „Überflüssigen“<sup>11</sup> und der „Apathischen“?<sup>12</sup> Ist ihnen Sport überhaupt eine sinnhafte Lebenspraxis? Und wenn ja, mit welchen Optionen auf persönliche und soziale Gewinne?<sup>13</sup>

In diesem Zusammenhang ist die Feststellung, Sport verleihe Ansehen, ebenso trivial wie falsch. Nur die sportlich Erfolgreichen können auf soziale Anerkennung hoffen. Anderen, denen die trendige Modellierung von Muskeln und Sehnen nicht gelingen will, bleibt in einer von Körperkult und Schönheitswahn<sup>14</sup> dominierten Mediengesellschaft oft nur der Spott ihrer Peers. Der privilegierte Ort solcher Art Schmach ist der Sportunterricht. Der Sprung ins Nagel- oder Piercingstudio ist da allemal kürzer und auch Erfolg versprechender als der Weg über langwierige und oftmals peinlich berührende Leibesübungen.

Ausdrücklich nicht die Rede ist hier von jenen jungen Frauen, denen die Modellierung und Präsentation des eigenen Körpers als Tabu in das Geschlechterrollenskript eingeschrieben ist. Wie die in Sozialformen quasi körperloser Existenz beheimateten Frauen durch Sport zu erreichen sind, ist eine für Integrationsbemühungen zentrale und mehr als nur methodische Frage.

Grundsätzlich gilt: Entscheidender Verteilungsmechanismus in der modernen Wissensgesellschaft ist der Erwerb von Fach- und Schlüsselqualifikationen, von Kompetenzen zur Bewältigung von Lernanforderungen. Dem Sport können im Hinblick auf den Erwerb dieser Qualifikationen und Kompetenzen nur indirekte Effekte zugewiesen werden, die in einer pluralisierten Gesellschaft zudem mit anderen Wirkungszusammen-

hängen konkurrieren und interagieren. Voraussetzung für die sozialisatorische, über die bloße Leibesertüchtigung hinausgehende Wirkung von Sport sind zudem komplexe Transferprozesse. Deren Gelingen kann aber erst mit analytischem Blick auf die je konkreten Vermittlungsbedingungen, etwa die soziale Rahmung und Relevanz organisierter Sportangebote (Vereine) in jugendlichen Freizeitwelten oder die sportdidaktische Ausgestaltung des Zusammenhangs von Zielgruppen, Zielen, Inhalten, Medien und Lernumfeld kritisch und evidenzbasiert abgeschätzt werden.

Hier liegen bislang jedoch wenige Befunde vor. Diese unterstreichen zwar die Bedeutung von Sportvereinen für Jugendliche mit Migrationshintergrund. „Sie deuten aber zugleich darauf hin, dass die Sportorganisationen den Anspruch, einen „Sport für Alle“ zu organisieren, nicht erfüllen können ...“<sup>15</sup> Im Gegenteil: Vieles spricht dafür, dass die o.g. sozialen Ungleichheiten und Barrieren im Sport eher reproduziert als abgebaut und unter Umständen in den subjektiven Fundus alltäglicher Diskriminierungserfahrungen eingelagert werden. Die bislang vorliegenden Forschungsergebnisse jedenfalls nötigen zur Zurückhaltung:

- Eine positive Beeinflussung der Persönlichkeitsentwicklung wird durch bisherige Befunde eher widerlegt als bestätigt. Studien deuten darauf hin, dass der Wettkampfsport eher antisoziales und unfaires Verhalten fördert.<sup>16</sup>
- Methodologisches Problem der meisten Forschungsansätze zu Sport und Persönlichkeit ist, dass sie zwar Zusammenhänge messen, Sozialisationswirkungen aber nicht von Selektionseffekten unterscheiden können.
- Bei ethnischen Sportvereinen kommt es oft nicht zum Aufbau von Beziehungen zu anderen (kulturellen) Gruppen, sondern eher zu einer verstärkten Binnenintegration und Abgrenzung.
- Im Kinder- und Jugendsport gibt es ein starkes soziales Gefälle und deutliche geschlechtsbezogene Unterschiede: Jungen treiben mehr Sport als Mädchen, Gymnasiasten mehr als Hauptschüler und deutsche Kinder mehr als Kinder mit Migrationshintergrund. Vertikale und horizontale sozialstrukturelle Merkmale dürften das Sportengagement also maßgeblich beeinflussen.<sup>17</sup>
- Dessen ungeachtet handelt es sich bei „Migranten“ um Bevölkerungsgruppen, die in sich vielfältig differenziert sind. Sie unterscheiden sich voneinander nicht nur durch ihre Zuwanderungsmotive, ihre Bildungsniveaus und den Grad ihrer Eingliederung in die Mehrheitsgesellschaft<sup>18</sup>, sondern eben auch durch interethnische Stereotypisierungen und Grenzziehungen, die auf pragmatische Weise die soziale Rahmung von Sport und die in diesem Feld realisierten Gruppenbeziehungen modellieren.<sup>19</sup> Insbesondere für türkische Jugendliche scheint, so Fussen/ Nobis in ihren sekundär-analytischen Studien, die Barriere im Zugang zu Sportvereinen besonders hoch zu liegen.<sup>20</sup>
- Eine Sonderstellung nimmt in diesem Zusammenhang die Gruppe weiblicher Mig-

ranten mit niedrigem Bildungsniveau ein. Hier sind die Zugangsbarrieren besonders hoch, und Bewegungsbedürfnisse werden vorrangig in kulturellen Kontexten der eigenen Ethnie ausagiert.<sup>21</sup>

„Der gut gemeinte Slogan »Sport spricht alle Sprachen«,“ so resümiert der Sportwissenschaftler Pilz, „negiert unser Wissen über die historische und kulturelle Relativität des sozialen Phänomens »Sport« und stellt die interessante Frage, ob vielleicht Deutsche und Migranten und Migrantinnen nur scheinbar denselben Sport treiben, welchen Einfluss die unterschiedlichen Körperinterpretationen auf die Interpretation des Sports haben.“<sup>22</sup>

Unabhängig von Bemühungen zur normativen Ausrichtung und didaktischen Rahmung manifestiert Sport sich vor allem also in „sozialen Figurationen“.<sup>23</sup> Als Handlungskordinaten unterwerfen sie Individuen zwar sportartspezifischen Regelwerken, bieten zugleich aber Projektionsflächen für soziale Deutungsmodelle, Hegemonieansprüche, Körperbilder oder Geschlechternormen. Selbstverständlich sind diesen Figurationen, wie sich an der bis ins 19. Jahrhundert zurückreichenden Geschichte von Zuschauerausschreitungen,<sup>24</sup> aber auch an Untersuchungen über ethnische Konflikte auf dem Fußballplatz<sup>25</sup> zeigen lässt, auch sozial riskante, unerwünschte oder sanktionierte Ausdrucksformen immanent. Wo lassen sich Machismo, Mut und Macht, Anerkennung und Verachtung, Loyalität und Distinktion besser inszenieren, als in den Käfigen moderner Fußballarenen? Sportvereine mit der Empfehlung zu beglücken, sie mögen an Lebenswelten integrationswilliger Migranten anknüpfen, ist geradezu absurd. Vereinshäuser sind keine sozialpädagogischen Laboratorien, sondern Vergemeinschaftungsräume Gleichgesinnter. Gemeinsamkeiten müssen hier, sofern eine grundlegende Interaktionsaufnahme gelingt, sozialen Distanzen, wechselseitigen Zuschreibungen und Kulturdifferenzen zu Trotz ausgehandelt und in Alltagspraxen dauerhaft verankert werden.

Sportfunktionäre und Sportlehrer, die diese – hier nur angedeuteten – fundamentalen sozialen Kontexte ignorieren und glauben, mit einem Container-Modell, also einem didaktisch bereinigten „Gehäuse“ integrationswirksam zu sein, werden scheitern oder sich auf Migrantengruppen kaprizieren, die im Habitus als längst assimiliert gelten können. Für eine medien- und karrierewirksame Symbolproduktion reicht das dann allemal.

## Literatur

<sup>1</sup> Lebenslagen in Deutschland. Der 2. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung.

<sup>2</sup> Vgl. Baier, D./Pfeiffer, C.: Gewalttätigkeit bei deutschen und nichtdeutschen Jugendlichen - Befunde der Schülerbefragung 2005 und Folgerungen für die Prävention (KFN-Forschungsbericht Nr. 100). Hannover 2007.

<sup>3</sup> Müller-Hilmer, R.: Gesellschaft im Reformprozess (Friedrich-Ebert-Stiftung), Juli 2006

<sup>4</sup> Heitmeyer, W./Müller, J./Schröder, H. (Hg.): Verlockender Fundamentalismus. Türkische Jugendliche in Deutschland. 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1997.

<sup>5</sup> Vgl. im Folgenden Brettfeld, K./Wetzels, P.: Muslime in Deutschland - Integration, Integrationsbarrieren, Religion sowie Einstellungen zu Demokratie, Rechtsstaat und politisch-religiös motivierter Gewalt - Ergebnisse von Befragungen im Rahmen einer multizentrischen Studie in städtischen Lebensräumen, (Bundesministerium des Innern), Hamburg, Juli 2007.

<sup>6</sup> Bade, K. J.: Versäumte Integrationschancen und nachholende Integrationspolitik, in: APuZ 22/23 (2007).

<sup>7</sup> DOSB, Integration durch Sport, unter: <http://www.integration-durch-sport.de/index.php?id=212> (20.12.2008).

<sup>8</sup> ebda.

<sup>9</sup> Neckel, Sighard: Marathon und Selbstverwirklichung, in: Ders.: Die Macht der Unterscheidung. Beutezüge durch den modernen Alltag, Frankfurt a.M. 1993, 58f.

<sup>10</sup> a.a.O. S.57.

<sup>11</sup> Vogel, B.: „Überzählige“ und „Überflüssige“. Empirische Annäherungen an die gesellschaftlichen Folgen der Arbeitslosigkeit, in: Berliner Debatte Initial 15, 2 (2004), S.11-21. Dazu auch: Baecker, D. u.a.: Die Überflüssigen. Ein Gespräch, in: Mittelweg 36, 6 (1998), S. 65-81. Bude, H., Die Überflüssigen als transversale Kategorie, in: Berger, P.A./Vester, M. (Hg.), Alte Ungleichheiten – Neue Spaltungen, Opladen 1998, S. 363-282.

<sup>12</sup> Vgl. Bude (1998) in Anlehnung an die Beschreibung der Gruppe der Apathischen in der Marienthal-Studie (Jahoda, M./Lazarsfeld, P./Zeisel, H.: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch, Frankfurt a.M 1975).

<sup>13</sup> Pelizzari, A.: Zwischen Prekarität und Ausgrenzung. Krisenstrategien von Working poor, in: Widerspruch 46 (2004), S. 43-52.

<sup>14</sup> Gugutzer, R.: Körperkult und Schönheitswahn – Wider den Zeitgeist, in: APuZ 18 (2007), S.3-6.

<sup>15</sup> Nobis, N./Fussan, N.: Soziale Integration von Jugendlichen mit Migrationshinter-

grund: Vorbemerkungen zur Bedeutung der Sportvereine, in: Nobis/Baur (Hg.): Soziale Integration vereinsorganisierter Jugendlicher, Köln 2007, S.267

<sup>16</sup> Conzelmann, A.: Sport und Persönlichkeitsentwicklung. Möglichkeiten und Grenzen von Lebenslaufanalysen. (Reihe Sportwissenschaft, Bd. 29). Schorndorf 2001

<sup>17</sup> Boos-Nünning, U./Karakasoglu, Y: Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund und Sport, in: Schmidt, W./Hartmann-Tews, I./Brettschneider, W.-D. (Hg.): Erster Deutscher Kinder- und Jugendsportbericht, 2. Auflage, Schorndorf 2006, S.319-338

<sup>18</sup> Geißler, R.: Lebenssituation ethnischer Minderheiten, Informationen zur politischen Bildung, Heft 269, online unter: <http://www.bpb.de/publikationen/3REA04.html> [20.12.08]

<sup>19</sup> Ganter, S.: Determinanten ethnischer Grenzziehung. Mikroanalytische Grundlagen und Erklärungsansätze (Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung, Arbeitsbereich III / Nr. 21), Mannheim 1997

<sup>20</sup> Fusan, N./Nobis, N.: Zur Partizipation von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in Sportvereinen, in: Nobis/Baur (Hg.): Soziale Integration vereinsorganisierter Jugendlicher, Köln 2007, S.277-297

<sup>21</sup> Vgl. a.a.O., S.293

<sup>22</sup> Pilz, G.A.: Sport im eigenen Verein? Pro und Contra „Migrantenvereine“, Vortrag anlässlich der Vierten Schnittstellenkonferenz Sport(pädagogik) – Jugendhilfe: Turnschuhe und Kopftuch!? Sport, Migration und Gender, 13. September 2005 in Frankfurt a.M., S.1, on line über: <http://www.sport-und-jugendhilfe.de/beitraege/VortragPilz.pdf> (20.12.2008)

<sup>23</sup> Elias, N./Dunning, E.: Zur Dynamik von Sportgruppen unter besonderer Berücksichtigung von Fußballgruppen, in: Dies.: Sport im Zivilisationsprozeß, Münster o.J., S. 115ff.

<sup>24</sup> Dunning, E.: Zuschauerausschreitungen. Soziologische Notizen zu einem scheinbar neuen Problem, in: Elias/Dunning: Sport im Zivilisationsprozeß, Münster o.J., S.123-132.

<sup>25</sup> Pilz, G.A.: Fußball und Gewalt – Auswertung der Verwaltungsentscheide und Sportgerichtsurteile im Bereich des Niedersächsischen Fußball Verbandes Saison 1998-1999. Hannover 2000

## Sport und Jugendsozialarbeit – ein Rückblick

Prof. Klaus Prenner, Fachhochschule Braunschweig/Wolfenbüttel

Sport und Soziale Arbeit (hier fokussiert auf die Jugendhilfe) standen lange Zeit in einem Spannungsverhältnis. Für das System Sport mit seinen vielfältigen sportbezogenen Angeboten für Kinder und Jugendliche wurde in Frage gestellt, ob sportliche Aktivitäten und Anleitung überhaupt den Ansprüchen von Jugendarbeit entsprechen. In der Sozialen Arbeit war das Medium Sport und Bewegung über einen langen Zeitraum ein vernachlässigter Ansatz in der Kinder- und Jugendarbeit (vgl. Kreft 1979, 2001, 2006).

Veränderungen und Entwicklungen verliefen seit den 70iger Jahren zunächst auf getrennten Wegen. Das System Sport, vor allem die Jugendorganisationen und Sportbünde des Deutschen Sportbundes näherten sich der Thematik sozialer Probleme im Rahmen einer kontinuierlich wachsenden gesellschaftlichen Verantwortung seit etwa 1970. Für die Jugendsozialarbeit dauerten Anschluss an das jugendspezifische Medium Sport und Akzeptanz körper-, bewegungs- und sportbezogene Methoden länger.

### Soziale Projekte der Sportorganisationen

Soziale Initiativen und Projekte im Sport bzw. durch Sportorganisationen lassen sich ab den 70iger Jahren datieren. Ausgangspunkt waren Öffnung und Entwicklungen im Sport selbst. So lautete das Motto des DSB-Bundestags 1972: „Sport für alle“, In diesem Zeitraum hat auch die Verantwortungsethik des organisierten Sports über die eigenen Systemgrenzen hinaus ihren Ursprung. Der Beginn sozialer Initiativen im Sport war zweitens beeinflusst von der gesellschaftlichen Umbruchsituation und der sozialpolitischen Diskussion zu Randgruppen und sozialer Benachteiligung.

Die sozialen Sportinitiativen bezogen sich in den ersten 10 bis 15 Jahren auf fast alle sozialen Probleme und Problemgruppen: von Gastarbeitern bis zu Heimkindern, von Obdachlosen bis zu Arbeitslosen, vom Jugendstrafvollzug bis zu Spätaussiedlern. Nicht immer waren die Problemwahrnehmung und die Wirkung, die Sport erbringen wollte/ sollte, klar erkennbar. Häufig wechselten die Programme und Projekte, je nachdem welche Zielgruppe und welches soziale Problem im Fokus von Öffentlichkeit und Sozialpolitik standen. Mit dieser ersten sozialen Offensive des Sports (70iger/80iger Jahre) – auch wenn manchmal etwas aktivistisch eingefärbt – wurde ein Fundament für die weitere Entwicklung gelegt: In den Sportorganisationen gab es eine größere Aufgeschlossenheit für soziale Probleme. Sportferne Gruppen wurden an den Sport herangeführt (Frauen, ältere Menschen); der Zusammenhang von sozialer Herkunft, Sportaffinität und Zugangsbarrieren wurde breit diskutiert. Die Jugendbildungsarbeit gewann an Bedeutung. Durch die vielfältige Projektarbeit entstanden Fachreferate; es gab zunehmend kompetente Ansprechpartner, die den Blick über die eigenen Fachgrenzen hinaus auf den sozialen Sektor und die Jugendhilfe richteten. Aber es gilt auch: Ein großer Teil des organisierten Sports, vor allem die Sportvereine haben diese Impulse